Bist du Maria?

Roman von
Else von Steinkeller

(Nachdruck verboten)

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf

34. Fortsetzung.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nachsaison an der Ostsee läßt sich gut an in diesem Jahre, denn es war ein wundervoller Spätsommer und milder Frühherbst. —

In Reichsleeden umspinnt die Herbststimmung festtäglich die Häuser des Dorfes, begleitet Männer und Frauen zur Kirche und leuchtete aus den hohen Fenstern des Schlosses, auf dessen Turm eben die Wappenfahne der Reichsleedens gehißt wird. Der Sohn kommt heute, der Erbe, er muß feierlich begrüßt werden.

Sein Stiefvater, der Freiherr von Maltin, hat das so angeordnet. Er liebt so etwas, hält an den alten, hergebrachten Formen fest, trotzdem die Welt seiner Ansicht nach so schrecklich formlos geworden ist. Vielleicht auch gerade deswegen. Und heute — der alte Herr fühlt etwas wie Rührung —, heute kommt auch das zweite, jahrelang vermißte und betrauerte Kind des Hauses; Maria, einst die kleine Ina Reichsleeden, wird wieder in ihr Elternhaus eintreten. Was für ein Ereignis ist das doch! Und nun eigentlich selbst ganz ahnungslos und in Abwesenheit der Mutter!

Nachdenklich geht er noch einmal durch die Empfangsräume des Schlosses. Seine Frau ist so plötzlich abgereist, da ist sicher noch manches zu ordnen. Aber er findet alles aufs schönste hergerichtet. Auch der Eßsaal, in dem der für fünf Personen gedeckte runde Tisch unter einem kostbaren Kristallkronleuchter steht, sieht einladend aus, prangt auch in einer derartigen Fülle von Herbstblumen und bunten Waldsträußen, daß man seine unendliche Größe gar nicht unangenehm bemerkt. Und da, mitten auf dem weißen Tischtuch, die silberne Schale mit den herrlichen Rosen, das ist noch eine besondere Liebenswürdigkeit des Gärtners für den festlichen Tag, denn sonst ist er mit seinen Blumen mehr als geizig.

Vorsichtig schiebt Vater Maltin die Schale etwas näher nach Marias Gedeck heran, zupft eine dunkelrote Knospe heraus, daß sie bis auf ihrem Teller hängt.

„Ich werde wirklich noch poetisch auf meine alten Tage", lächelt er dabei in sich hinein und schickt sich an, auch die oberen Räume des Schlosses noch einmal zu revidieren.

Man hat da zwei der Gästezimmer für Maria und den Amtsgerichtsrat instand gesetzt, und den langen Korridor weiter hinunter liegt Manfreds Zimmer, das er schon seit seiner Knabenzeit beim Aufenthalt auf Reichsleeden bewohnt. Es ist das letzte der bewohnten Zimmer hier in der oberen Etage. Gerade gegenüber liegen die sogenannten „Kinderzimmer", die einst die Bonne mit Klein-Ina bewohnte und die seitdem, in demselben Zustand wie einst gelassen, unbenutzt geblieben sind. Lieblich beherrscht von einem lebensgroßen Pastellbild der kleinen Ina, steht und liegt da noch alles, wie man es damals vor der schrecklichen Reise verlassen hatte. Es ist das Heiligtum der Gräfin Reichsleeden, an dem keine fremde Hand rühren darf.

Der alte Freiherr will daran vorübergehen, da geht die Tür auf, anscheinend durch Zugluft, denn zu sehen ist niemand. Aber als er die Schwelle überschreitet, steht da Tine Gumpert, das Faktotum von Reichsleeden, die nun schon seit über fünfundzwanzig Jahren hier waltet und sich von der Rolle der „Mamsell" allmählich bis zum Amt einer Beschließerin emporgearbeitet hat. Tine Gumpert — die „Gumperten", wie sie allerorts genannt wird — genießt das volle Vertrauen seiner Frau, hat auch sämtliche Schlüssel; also wenn sie hier eingedrungen ist, wird es wohl seine Richtigkeit haben, nur daß es sonderbar ist, am Sonntag, und wo Gäste erwartet, also auch sonst Arbeit genug ist.

„Ach Gott, der Herr Baron, ne, was ich mich verschrocken hab'!"

Sie schüttelte eine rosa Decke aus, legt sie auf ein weißes Gitterbettchen und streicht liebevoll mit der Hand darüber hin.

„Aber warum denn heute, Gumperten?" fragte er freundlich.

Sie nimmt ein Staubtuch und fährt damit aufgeregt über eine Tischplatte.

„Ach Gott, Herr Baron, ich weiß ja allein nich, was mit mir is. Ich kann Herrn Baron sagen, ich hab' so 'ne Unruhe in mir, kaum daß ich vorhin der Mamsell in der Küch' helfen konnte, geradezu kribbeln tut's mich in alle Glieder. Passen der Herr Baron man auf, heute passiert noch was, und nu is unse Frau Gräfin — ach paddong, wollte sagen, die Frau Baronin — nich da, und ich muß alles für mich alleene ausbaden."

„I Gott bewahre, ich bade mit! Aber warum toben Sie sich denn gerade hier aus?"

„Warum? Na, ich weiß nich, aber man kann doch nich wissen, Herr Baron — ach, du mein gutes Gottchen, wenn ich dem Herrn Baron doch bloß alles erzählen könnte!"

Der Baron meint ergeben: „Na, also sprechen Sie sich aus, Tine, ich höre!"

Sie druckst etwas. Nervös fährt ihre Hand dem Saum der weißen Schürze entlang, wie um ihn zu glätten. Endlich findet sie Worte, wenn auch nicht gerade besonders klare.

„Ich weiß ja allene nich, es kommt mich vor wie 'n nordischer Knoten, den einer durchhauen müßt'! Der Herr Baron müssen man wissen, ich war doch gestern mit dem Milchauto nach Kolberg, um mir da was zu besorgen. Man braucht doch auch was auf 'n Leib zu ziehen, selbst wenn man noch so sparsam ist. Und weil dann noch Zeit war, bin ich noch da rumgebummelt, Seestraße, da runter nach 'm Kurhaus, wo all die feinen Läden sind. Und da vor Evermann & Co. — seidene Strümpfe, Büstenhalter und so, Herr Baron — hab' ich 'ne Weile gestanden, aber man bloß, weil ich nebenan 'ran wollt' bei Pitting & Halber, wo so scheene gestickte Blusen ins Fenster hatten, und wo die Menschen ein'n nich ran ließen."

„Schneller, schneller, weiter, Tine!"

„Na ja, es kommt schon. Immer mit die Ruhe. — Plötzlich hab' ich mich nämlich doll erschrocken, da stand doch mitten mang unse Frau Gräfin — paddong — Frau Baronin wollt' ich sagen — neben solchen kleinen dicken Herrn, und sie haben mit'nander verhandelt, und da sind sie in 'n Laden gegangen! Nein, so 'ne Aehnlichkeit, Herr Baron, ich hätt' drauf schwören können, daß sie's war! Und hab' ich also gewartet und wollt' ihr ansprechen, aber dann nachher war sie's doch nicht, bloß 'n schönes, junges Mädchen — und der Herr Baron können mir glauben und ich nehm's auf meine ewige Seligkeit, die hat nun wieder Aehnlichkeit mit unser Manfredchen gehabt!"

„Maria," nickte Maltin. „Ein Zeuge mehr."

„Wie meinten der Herr Baron? Ich hab' nicht verstanden!"

„Ist auch nicht nötig!"

„Ach, Gott, hören der Herr Baron, da kommt schon das Auto, das unser Manfredchen bringt. Nee, da muß ich 'n doch begrüßen gehn. Gottchen man, er fährt ja schon auf die Terraß'!" —

Fort ist sie. Wie eine Kegelkugel trudelt die rundliche Person mit flatternder weißer Schürze die Treppe hinunter. Der Baron folgt langsamer.

Da kommt Manfred ihm entgegen. Auf seinem frischen, hübschen Jungengesicht liegt ein Zug von Verlegenheit. Wie soll er den alten Herrn nun anreden, der seit seinem letzten Hiersein der Mann seiner Mutter geworden ist? Ohne — und das ist der springende Punkt dabei — ohne daß die beiden alten Herrschaften vorher seine söhnliche Einwilligung eingeholt haben. Er entschließt sich endlich zu der alten Anrede von früher.

„'n Tag, Onkel Rudi!"

„Tag, mein Junge! Schön, daß du endlich mal wieder zu Hause bist. Aber schade, daß Mama nun gerade zu ihrer kranken Mutter nach Stettin mußte!"

Auch „Onkel Rudi" ist verlegen. Er merkt wohl die Abwehr in dem Wesen seines Stiefsohnes.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher

50 Jahre Laienmeßbuch.

Die echte Art inniger Feier der heiligen Messe ist, daß der Gläubige nicht neben ihr betet, sondern daß er mit dem Priester am Altar betet, daß er die Gebete der Messe betet! Darum hat die liturgische Bewegung auch das Meßbuch für den Laien ausgerufen, darum ist das Laienmeßbuch ein Werkzeug zum Aufbau einer echten Gemeinschaft der Gläubigen in der heiligen Messe und durch sie im allgemeinen Leben!

Vor 50 Jahren hat der Benediktinermönch Anselm Schott sein erstes Laienmeßbuch herausgegeben. Heute ist eine Neuauflage und -bearbeitung der am weitesten verbreiteten Ausgabe des Schott-Meßbuches anzuzeigen — Schott Nr. 2*). Die Neuausgabe von Schott Nr. 2 ist eine Jubiläumsauflage — von 1884 bis 1934 reichen nun die Schott-Ausgaben, d. h. in 50 Jahren ist unermüdlich an der Verbesserung des „Schott" gearbeitet worden, mit all dem Verantwortungsbewußtsein, das dem Meßbuch gebührt. Mönche der Erzabtei Beuron haben in engster Zusammenarbeit danach gestrebt, 1) Sprache und Inhalt der deutschen Uebersetzungstexte den lateinischen in voller Schönheit anzugleichen, 2) aus dem Meßbuch ein wirkliches Buch christlichen Lebens zu gestalten und durch Erklärungen, 3) das Meßbuch in der äußeren und inneren Ordnung so klar wie möglich zu machen, 4) dem liturgischen Hauptwerk, das ja das Meßbuch ist, auch ein würdiges Kleid in Druck, Bebilderung, Einband usw. zu geben.

So ist die prächtige Schott-Jubiläumsausgabe zustande gekommen, die nun auf lange Zeit hinaus keinerlei Veränderungen mehr bedarf, weil sie das in sich vollkommene Laienmeßbuch der Kirche ist: eine reife Frucht heutigen liturgischen Lebens und zugleich ein starker Antrieb in ihm.

) Schott — Das Meßbuch der heiligen Kirche. Mit liturgischen Erklärungen und kurzen Lebensbeschreibungen der Heiligen. Neubearbeitet von Mönchen der Erzabtei Beuron (37.) Jubiläums-Auflage. 1884 bis 1934; kl. 12° (XII, 68, 998 und 202 S., 1 Titelbild; Kyriale für das Volk (mit Noten). Freiburg im Breisgau 1934, Herder. In Leinen mit Rotschnitt 5,40 M.; bei 10 Stück je 5,20 M.; 25 Stück je 5 M.; auch in feineren Einbänden zu haben.

•

Ein Volksroman.

Die echten Volksromane sind selten, und man muß jeden einzelnen deshalb um so mehr rühmen. Was bezeichnet einen guten Volksroman? Erstens einmal Handlung. Handlung, Handlung! Die spannenden Ereignisse müssen dann aber auch zusammengehalten werden durch einen kräftigen und guten Gedanken! Und schließlich ist eine gemütvoll-herzliche Art der Personen- und Ereignisbeschreibung notwendig!

Diese Bedingnisse sind alle erfüllt in einem Buch, in einem echten Volksroman, der eben in einer neuen Auflage herausham, im „Opfer des Beichtgeheimnisses", von Joseph Spillmann*). Wohl, Spillmann ist keiner von den Allerjüngsten, aber er ist ein „Kerl", der bleibt. So wundert es einen nicht, daß dieses Buch schon zum 38sten Mal erscheint und daß von ihm schon 100 000 Exemplare gedruckt sind. Dieser Roman hat Lebenstreue, denn er ruht auf einer wahren Begebenheit. Er ist reich an Spannung, denn es handelt sich darin um Schuld und Sühne an einem abscheulichen Mord. Er ist in vielen Teilen herzbewegend und in allen Teilen lebensvoll, denn Spillmann hat seine Menschen, ihre Haltung und ihre Umgebung kraftvoll zu schildern gewußt.

So wünscht man dem Buch eine neue Erfolgreise durch die deutsche christliche Leserschaft! Jeder, der den Band in die Hand nimmt, wird von ihm genugsam in Erregung gebracht und zur Teilnahme mitgerissen, viele werden aus dem Leben und dem Schicksal des Abbé Montmoulin, aus seiner Standhaftigkeit gegenüber dem Raubmordverdacht, aus seinem heldenhaften Leiden auch für ihre Lebensanschauung und für ihr sittliches Bewußtsein manches Gute holen!

*) Joseph Spillmann, Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. 38. Auflage. (89. und 90. Tausend.) 12° (VI und 274 S.) Freiburg im Breisgau 1934, Herder. Geheftet 1,50 M.; in Leinen 2,80 M.

Der richtiggestellte Weltkrieg

Eine Wiederholung auf den alten Schlachtfeldern — Was bezweckt die Studienkommission?

Eine Gruppe englischer Offiziere wird sich demnächst nach Frankreich und Flandern begeben, um an Ort und Stelle auf den alten Schlachtfeldern aus dem Weltkrieg gewissermaßen eine theoretische Wiederholung bedeutender Schlachten durchzuführen. Das ganze Manöver bezweckt, damals begangene taktische und strategische Irrtümer zu entdecken und zu erörtern. Die Schlußfolgerungen sollen dann in Form einer Denkschrift niedergelegt werden. Weiter will man untersuchen, ob und wie die moderne Technik und die neuzeitlichen Waffen das damals entstandene Schlachtenbild heute ändern würden.

Der Gedanke, der dieser Studienreise englischer Offiziere zugrunde liegt, entbehrt jedenfalls nicht einiger Originalität. Ohne daß gesagt wird, ob es sich bei den englischen Offizieren im wesentlichen um Kriegsteilnehmer handelt oder auch um jüngere Offiziere, kann ein solcher Besuch der alten großen Schlachtfelder für beide Teile von Nutzen sein. Ein nicht unansehnlicher Teil des Kriegsgebietes ist noch heute sozusagen im Rohzustande der Materialschlacht — die französische Fremdenindustrie ist an seiner Erhaltung äußerst interessiert — die beabsichtigten taktischen Studien lassen sich also am noch erhaltenen Objekt machen.

Dunkel bleibt nur der Zweck einer solchen Studienfahrt. Daß am Schluß eine Denkschrift mit den Ergebnissen ausgearbeitet und den zuständigen Stellen, also doch wohl dem englischen Kriegsministerium zugeleitet werden soll, erhellt die Sache auch nicht besonders. Jede einzelne der Kampfhandlungen am ehemaligen westlichen Kriegsschauplatz ist inzwischen bereits Gegenstand umfangreicher und erschöpfender Studien von Fachleuten gewesen, man kennt das Wieso, das Warum und alle Einzelheiten, die zum Erfolg oder zum Mißerfolg führen, ganz genau. Was erhofft man sich also Neues von einem Studium an Ort und Stelle?

Alle die schweren und verlustreichen Vorstöße und Offensiven am westlichen Kriegsschauplatz, machten sie von deutscher Seite oder der der Entente ausgehen, hatten letzten Endes immer nur den einen Sinn, den erstarrten Grabenkrieg wieder in einen Bewegungskrieg zu verwandeln. Alle wesentlichen technischen Erfindungen des Weltkrieges, das Trommelfeuer, das Gas, die Tanks und schließlich die Feuerwalze hatten nur dieses eine Ziel. Wenn man nun heute untersuchen will, inwieweit die kriegstechnischen Errungenschaften der Nachkriegszeit das Schlachtenbild und den Schlachtenausgang von einst verändern könnten, dann darf man wahrlich auf die Ergebnisse einer solchen Untersuchung gespannt sein, denn es ist seit Kriegsausgang keine eigentlich neue Erfindung mehr gemacht worden. Die schon gemachten wurden nur vervollkommnet, vermehrt und verbessert. Von den Gegebenheiten des Weltkrieges an der westlichen Front aussehen, heißt aber auch die Möglichkeit zugeben, daß es in zukünftigen Kriegen, gleichgültig wo sie sich abspielen, wieder zur Erstarrung der Fronten und zum Grabenkrieg kommen kann. Denn die Schlachten im Weltkrieg an der Westfront waren immer ein Angriff auf das Grabensystem des Gegners, das zunächst aufgerollt werden mußte, wenn man in den dahinterliegenden Raum vorstoßen wollte.

In England kämpfen zur Zeit einige kriegstheoretische Gruppen aufs heftigste miteinander. Es handelt sich im wesentlichen um den alten Gegensatz zwischen einer schnellbeweglichen motorisierten und einer mechanisierten Armee. Die erstere operiert nach wie vor mit Massenheeren, die zweite mit kleinen Berufsheeren, die mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik versehen sind, einer Armee von „Maschinenwärtern", wie man sie in Frankreich spottend nennt. Es ist denkbar, daß die Studien, die jetzt in Frankreich an Ort und Stelle vorgenommen werden, dazu dienen können, der einen oder anderen Gruppe das Uebergewicht zu geben.

Trotzdem kann man sich nicht ganz der Empfindung erwehren, daß die Schlüsse, die man zieht (daß etwa die Sommeschlacht mit dreitausend Geschützen mehr hätte gewonnen werden können), ein wenig den Stammtischstrategien ähneln werden, in denen etwa die Schlacht von Cannae anders ausgegangen wäre, wenn Scipio nur ein einziges Maschinengewehr besessen hätte! Man sollte sich vielleicht, gerade auf englischer Seite, überlegen, welche Fehler gemacht wurden, daß es überhaupt zum Kriege gekommen ist.

Wem gehört London?

Es liegt eine gewisse Ironie in der Tatsache, daß London, das zurzeit bekanntlich von einem sozialistischen Stadtrat verwaltet wird, zu mehr als der Hälfte einigen wenigen Großkapitalisten gehört. Großlondon hat zurzeit etwa neun Millionen Einwohner. Davon besitzen aber kaum 40 000 Menschen eigenes Land. Im Laufe der Jahre hat der Londoner Grafschaftsrat, das London County Council, von privaten Grundbesitzern viel Londoner Grund und Boden erworben und auf diesem eine große Anzahl von Mietshäusern und öffentlichen Gebäuden erbaut. Daher ist der Londoner Grafschaftsrat heute immerhin der bedeutendste Grundbesitzer Londons. Doch unmittelbar an zweiter Stelle steht ein halbes Dutzend englischer Herzöge und Lords, denen fast die Hälfte Londons und vor allem der Grund und Boden in den besten, zentral gelegenen Stadtvierteln gehört. Der bei weitem bedeutendste aller privaten Grundbesitzer Londons ist ohne Zweifel der Herzog von Westminster.

Hauptschriftleiter Georg Winkel; Vertreter Dr. Gerhard Deutzel.
Verantwortlich für den politischen und Nachrichtenteil: Georg Winkel; für Lokales und Feuilleton: Dr. Gerhard Deutzel, sämtlich in Dresden.
Verantwortlicher Anzeigenleiter: Theodor Winkel, Dresden.
Druck und Verlag: Germania Buchdruckerei Dresden, Pulsnitzer Str. 17.
D. A. V. 34: 5052